

Illustriertes Sonntags-Blatt



Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dem Verteidiger ward sein Plädoyer sehr schwer gemacht. In temperamentvoller Weise suchte er die einzelnen Anklagepunkte der Staatsanwaltschaft zu widerlegen, fand die Anklage lüdenhaft und unzulänglich begründet und die Schuld des Angeklagten durchaus uner-

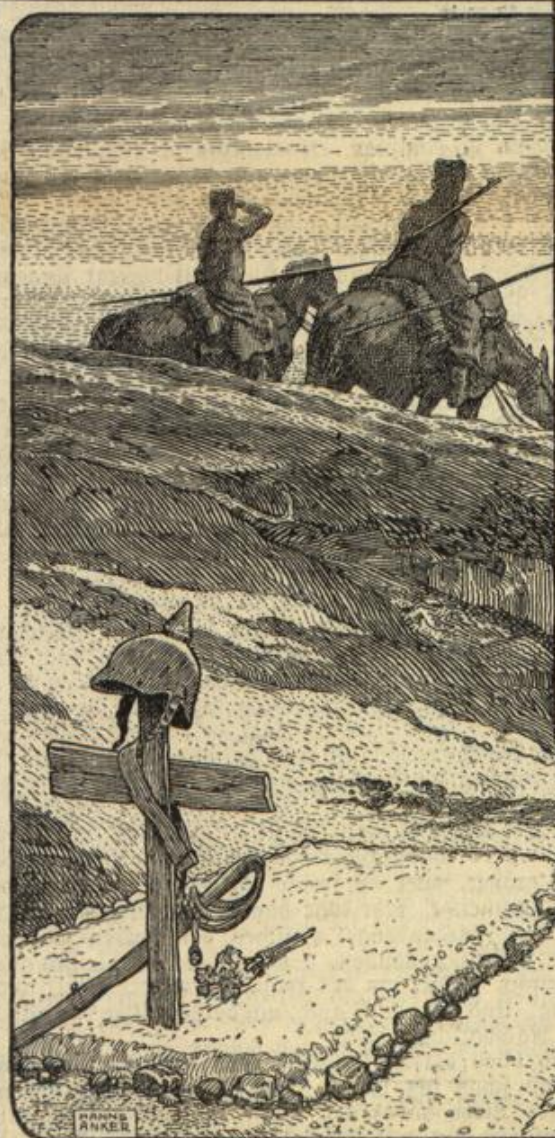
wiesen. Er betonte die Unbescholtenheit des Angeklagten und konstatierte alles in allem nur ein Zusammenkommen unglückseliger Zufälle, die nicht zu einer Verurteilung führen dürften. Dann bat er die Geschworenen, nicht zu vergessen, daß der Forstwächter Schlumberger seine fürchterliche Anklage im Fieberzustande gesprochen hatte und knüpfte daran eine lange psychologische Abhandlung über die wunderlichen Gehirnaffektionen eines Fieberkranken. — Endlich bezeichnete er die Frage, ob vorsätzlicher Mord vorliege, als ganz unberechtigt, da es sich im schlimm-

Zwei Kreuze.

Von Klara Pries.

Zwei zogen ins Feld mit frohem Mut
Und hielten sich brav und fochten gut.
Und als der eine heimwärts ritt,
Bracht' er ein Eisern Kreuz sich mit
Und hat es stolz getragen
In frohen Friedenslagen.

Dem andern ward sein Kreuz gemacht
Am Abend nach der schlimmen Schlacht
Aus ein paar morschen Brettern.
Drauf stand in schiefen Lettern:
„Hier ruht ein tapferer Reitermann.“
Sein Helm und Säbel hingen dran.
Weiß nicht, wo sie geblieben
Und wer die Schrift geschrieben,
— Der Wind hat alles längst verweht
Und auf den Hügel Gras gesät.



den Falle um einen Totschlag im Zustande der Nothwehr handeln könne. Er ersuche aber die Herren dringend, die Schuldfragen über seinen Klienten in jedem Punkte zu verneinen.

Noch einmal wiederholte sich das Wortgefecht zwischen Anklage und Verteidigung in etwas kürzerer Form. Dann erteilte der Präsident dem Angeklagten das letzte Wort.

Auf die Frage, ob er noch etwas zu sagen habe, entgegnete der Martin wiederum:

„Ich bin unschuldig. Ich weiß nichts von der ganzen Sache!“

Dann trat die Pause ein, während welcher die Geschworenen sich zur Beratung zurückgezogen. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie wieder in den Saal traten und der Obmann das Resultat vorlas: Die Schuldfrage auf vorsätzlichen Mord war verneint, aber eine solche auf Totschlag bejaht. Auch wurden mildernde Umstände zugebilligt. Um ein Uhr verkündigte der Gerichtshof im Namen des Königs das Urtheil:

„Der Angeklagte Martin Oßwald, Müllerknecht aus Furtmühlbach, war des Totschlages nach § 21 des Strafgesetzbuches, verübt an dem Forstwächter Karl Schlumberger, für schuldig befunden worden und ist infolgedessen zur Abbüßung einer Zuchthausstrafe von fünf Jahren und vier Monaten verurtheilt.“

Dann folgte eine lange Ausführung der Begründung.

Im allgemeinen hatte man im Gerichtssaal dieses Urtheil wohl erwartet. Es überraschte nicht sonderlich. Auch der Martin nahm es gleichmütig auf. Erst als er sah, daß die Visbeth ganz verständnislos nach dem grünen Tische starrte, als erwarte sie noch einen Widerruf oder einen ergänzenden Trost von einem der drei Herren in den schwarzen Talaren, — wie er das gequälte Entsetzen las in ihrem lieben Gesichtchen, da wurde er weich. Eine große Träne glänzte in seinen hellen Augen und plötzlich überwältigt und gerührt flüsterte er: „Mein Flachstöpsel.“

Dann wurde er von den beiden Gendarmen abgeführt.

Als er am Ende eines langen Ganges, der nach seiner Untersuchungsjelle führte, noch einmal zurück sah zum dämmernden Licht der Freiheit, da sagte er einen seltsamen Blick auf. Der Brennermüller war es, der ihm nachschaute, inmitten einer Schar Neugieriger. Dieser hatte in der Verhandlung als Zeuge fungiert, nachdem die Staatsanwaltschaft die Anklage der Mitschuld gegen ihn bald nach der Voruntersuchung zurückgezogen hatte.

Am Nachmittag jagte der Schlitten über die Landstraße nach Furtmühlbach zurück.

„Hüto, Fuchs — hotuoh — brrrr —!“ knirschte der Hagmayerbauer auf seinem Bod und peitschte rücksichtslos auf seine Pferde ein, als gälte es zu entfliehen aus einem Sodom und Gomorra. Kein Wort war noch gewechselt seit der Verhandlung zwischen Vater, Tochter und Freundnachbar. Auch jetzt saßen sie wortlos auf dem harten Schlitten, jedes schwerfällig versunken in seine trüben Gedanken. Nur der alte Andreßel tastete von Zeit zu Zeit nach der kleinen frostigen Hand seines Schütlings und drückte sie zärtlich und stumm.

Die nächsten Wochen nach der Verhandlung blieb die Visbeth fast den ganzen Tag auf ihrer Kammer. Sie fühlte sich schuldig oder wenigstens mitschuldig an Martins Geschick und der Gedanke zehrte an ihr und peinigte sie in Gemeinschaft mit dem Bewußtsein ihrer unglücklichen Liebe. Alles Essen und Trinken verschmähte sie in den ersten Tagen. Sie bildete sich ein, sie wäre krank, körperlich schwerkrank zum Sterben und dieser Umstand hatte beinahe etwas Berühnendes für sie.

Der alte Andreßel war schon einige Male da und hatte ihr gut zugesprochen. Auch Grete, die Obermagd, warf in diesen Tagen ihre rauhe Schale ab und entpuppte sich ihr als ein innerlich gemüthvoller und guter Mensch, der trotz seiner fünfundvierzig Jahre noch Sinn und Verständnis hatte für die zarten Regsamkeiten einer jungen, liebenden Seele. Schließlich kam der Andreßel zu dem Resultat: Sie muß allein mit sich fertig werden. Und darin behielt er recht. Eines Tages hatte sich ihre starke Natur durchgerungen zur unabänderlichen Wirklichkeit. Sie ging wieder wie früher aufrecht und einfach zwischen den Leuten und ihren Geschäften nach. Nur in den Augen lag ihr jetzt eine tiefe Trauer und um ihren Mund zeigte sich ein schwermüthiger, beinahe harter Zug. Um die andern Menschen kümmerte sich die Visbeth wenig. Sie sah nicht, wie man ihr auf der Straße nachblickte und verächtlich mit den Achseln zuckte.

Nur unter der eifigen Ruhe ihres Vaters litt sie täglich. Er hatte mit ihr seit der Verhandlung noch kein Wort gewechselt, sie kaum eines Blickes gewürdigt. Aber wenn er tagsüber mit den Knechten und Mägden hantierte, hörte sie aus seinen Worten einen grossenden Unterton heraus, der ihr galt. Oder wenn er des Abends von seinem Lederfessel aus über seine Zeitung hinweg ins Leere stierte, dann wußte sie, daß die Ursache dieser düsteren Sorgenfalte zwischen den buschigen Augenbrauen sein einziges

Kind war, an das er dachte wie an etwas Schmutziges. — Der Vater konnte sein Mädel nicht mehr verstehen. Sein starrer, unbegreiflicher Begriff von Ehrenhaftigkeit und Kindespflicht konnte keinen Weg finden zu ihrem Herzen und keine Worte, und er schämte sich ihrer vor den Menschen.

Die Visbeth empfand es schwer und grausam und zugleich wurde sie von einem herzlichen Mitleid erfaßt für diesen harten alten Mann, der ihr Vater war, und den sie lieben und achten mußte ob seines geraden und wahrhaftigen Sinnes.

War sie denn nicht sein leiblich Kind, eine Hagmayer? Auch Blut von jenem Geschlecht der Hagmayer, dem der Stolz und die Ehrsamkeit im Naden saß, wie dem Zugtier das Joch? Hatte er sie nicht in guten Stunden sein „Hagmälle“ und seinen Stolz genannt? Konnte er jetzt so nieder von ihr denken? Schon wiederholt hatte sie sich vorgenommen, mit ihm zu sprechen und ihn mit warmen, versöhnenden Worten aufzuklären über jenen Abend, über ihr Wesen, über Martin und all das Trübe der letzten Wochen. Mußte er nicht Anteil finden an ihrem Schmerz und an ihrem Kummer? Sie hoffte zuversichtlich, ihn umzustimmen.

Aber wenn es dann so weit war und sie reden sollte, dann verslog aller Mut und alle Zuversicht an seinem strengen Blick. Der Vater war sehr jähzornig. Er hatte sehr häßliche Worte in Bereitschaft, das wußte sie auch und fühlte sich nicht stark genug.

Einnmal kam er aus der Scheune, wo in diesen Tagen Korn gedroschen wurde. Er war schlechter Laune und als er in dem engen Gang, der von der Küche in die kleine Rauchkammer führte, mit der Visbeth zusammentraf, so daß eines dem andern ausweichen mußte, da stieg ihm in dunkler Röthe der heiße Zorn zu Kopfe und er herrschte sie an im Ausdruck höchster Verachtung:

„Geh mir aus'm Weg, du —! Oder ich vergess' mi ...!“

Dies waren die einzigen Worte während langer Zeit, die der Hagmayerbauer an sein „Hagmälle“ richtete.

Mittlerweile hatte sich der Winter sehr grummig und langwierig gestaltet. Unaufhörlich fielen die Floden, bald in wirbelndem Eimerlei, bald in stürmischer Masse. Der Schnee lag schon fußhoch auf den Feldern und die Heimbodelkannen seufzten unter ihrer weißen Last.

In dieser Zeit der sogenannten Bauernfeiertage muß sich der Dorfbewohner in der Hauptsache auf die Hausarbeit beschränken. Die Frauen und Mädchen verschiedener Häuser, wenn ihre notwendige Hausfrauenpflicht, das Herrichten der täglichen Mahlzeiten, getan ist, kommen jetzt abwechselnd zusammen in irgendeiner warmen Stube und sitzen dann plaudernd und singend am Spinnroden, beim Stricktrumpf oder Strickrahmen. Der Bauer achtet jetzt des Alltags mit ganz besonderer Sorgfalt auf seinen Viehstand und bringt seine Feldgeräthschaften für den kommenden Sommer wieder in Ordnung. Aber mit wahrer Ungeduld wird in dieser Jahreszeit auch der Postbote erwartet, der am Spätnachmittage aus der Stadt kommt und das Wochenblättchen bringt. An den Sonntagen nach der Mittagskirche geht man dann ins Wirtshaus zum Kartenspiel oder zu einem politischen Disturs.

So kam Weihnachten, das Fest der Erlösung und der Versöhnung. Wie alljährlich, seit der Mutter Tod, hatte die Visbeth ein kleines Christbäumchen gepunkt und das übliche Ingelbrot gebaden. Wie alljährlich saßen Vater und Tochter am Heiligabend in der Vorderstube beim licht- und freudestrahlenden Tannenbaum, und wie alljährlich war auch an diesem Abend der Veder-Andreßel erschienen, unter dem Arm eine große Flasche mit Rum tragend, die er sich für seinen besonderen Zweck auf dem Christmarkt in der Stadt zu kaufen pflegte.

Seit mehreren Jahren hatte für die beiden Nachbarn dieser denkwürdige Abend vor der heiligen Weihnacht noch an Bedeutung gewonnen, denn immer, wenn sie an demselben zu Visbeths gutem Gebäd behaglich ihren Grog schlürften, den der Andreßel nach eigenem Rezept ausgezeichnet zu brauen verstand, — stets war dann die weisevolle Stunde gekommen, in welcher die zwei biedereren Bauern sich ihre gegenseitigen Grobheiten vergaßen, die sie im entfliehenden Jahre in ihrer derben Art sich angetan hatten. Der Andreßel sagte sich zwar im stillen, daß er der Grobherziger war, denn des Hagmayers Konto war in dieser Beziehung ungleich größer, aber er freute sich darob und die Freundschaft für das kommende Jahr war damit erneuert und gesichert.

Wie ein Friedensengel zwischen den beiden Männern war dann die Visbeth gestanden. Sie war es, um die sich am liebsten das Gespräch drehte, um des Hagmayerbauers Stolz und einzige Hoffnung. Und sie war es auch, um derentwillen der alte Andreßel so gute Nachbarschaft hielt.

Heute blieb die Weihe aus. Auf dem Tisch dampfte zwar verheißend schon der Grog. Der Andreßel hatte ihn mit ganz besonderer Liebe zubereitet, denn er versprach sich nicht zum mindesten von ihm, wie überhaupt vom ganzen Abend, eine versöhnende heilsame Wirkung für das derzeitige Verhältnis zwischen

Vater und Tochter. Aber der Hagmayer saß trübsinnig in seinem Ledersessel. Die Lisbeth hatte, um der peinlichen Stille auszuweichen, eine Handarbeit ergriffen und auch der Andresel suchte vergebens nach einer passenden Einleitung. So hatte statt der gewohnten Weihnachtsfreude eine recht dumpfe Stimmung in den drei Gemütern Platz genommen.

Von der Gesindekammer her drang jetzt freudiger Lärm. Dort hatte die Obermagd die dankbare Rolle des Christkindchens übernommen und eben ansehnend zu vollster Zufriedenheit ausgeführt. In einem der benachbarten Häuser sangen Kinder:

„Chre sei Gott in der Höhe
Und Friede auf Erden
Und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Dies gab dem Andresel endlich willkommenen Anlaß, um begütigend einzureden auf seinen Freundnachbar. Aber dieser unterbrach ihn bald und rauh:

„Laßt mi gehn, Andresel! — Wir leben in einer schlechten Welt, — in einer ganz schlechten Welt!“

Da stand er auf und ging zu Bett. Den schönen buntgestickten türkischen Tabatsbentel unterm Tannenbaum, den die Lisbeth in den letzten Wochen auf ihrer Kammer für den Vater gearbeitet hatte, würdigte er mit keinem Blicke.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage, dem Tage des heiligen Stephanus, kniete die Lisbeth in ihrer Kammer vor einer großen alten Truhe und kramte in ihrem weißen Linnenzeug. Wie jedes echte Bauernmädchen in ihrem Alter, hielt sie diesen Teil ihrer Ausrüster in allerbesten Ordnung. Aber mit einer stillen Wehmut hatte sie soeben die starken Leinentücher, die Decken und all die einzelnen Stücke von Vest- und Kleiderzeug sorgsam sortiert und jetzt fiel dröhnend der Dedel ins Schloß.

Wie oft war sie in unbewachten Augenblicken schon vor dieser Truhe gestanden mit hochgerötetem Gesichtchen, und hatte sich nach Mädchenart gefreut an den vielen Effekten ihres jugendfrühen Stolzes. Wie oft hatte sie dann in hoffnungsfroher Laune auf den wilden Sturm gehört in ihrem pochenden Herzen und sich von ihm forttragen lassen auf die sonnigen Höhen einer glücklichen Zukunft. Aber heute strömten die weißen Linnen einen bitteren, traurigen Atem aus. Es war ein stummes, schmerzliches Abschiednehmen vom Mädchenraum.

Da klopfte es an der Türe. Sie schreckte auf, als hätte man sie bei etwas Unrechtem ertappt.

„Was gib't's?! Wer ist draußen?!"

„Ich bin's, — die Gret! Ich will dir nur sagen, Lisbeth, der Postbot' ist unten. Er hat'n Brief für dich!"

„Gleich!"

Unten stampfte Gottlieb, der Briefträger, den Schnee von seinen verben Wasserstiefeln. Im nächsten Augenblick war Lisbeth schon die Treppe hinunter und nahm an der Haustür ein großes Kuvert in Empfang — „Königliche Strafanstalt" war darauf gestempelt und unten links stand geschrieben „Eigenhändig abzugeben".

„Brrr, kalt ist's, Fräulein Lisbeth, donterischlechtig kalt! Heut geht's ei'm durch's Geblüt!"

„Gret, schenk dem Postgottlieb 'n Gläsel Rirschwasser ein, das wärmt", rief die Lisbeth und eilte wieder die Treppe hoch.

In ihrer Kammer hatte sie sich eingeschlossen und in nervöser Hast den Briefumschlag erbrochen. Dann las sie halblaut:

„Zelle Nr. 14, am Heiligabend.

Mein liebes Flachsköpfle!

Sei mir nicht böse, daß ich Dich so anrede, aber so lebst Du in meinen Träumen. Du solltest keinen Brief erhalten von diesem Ort, wenigstens wollte ich keinen absenden. Ich mein', es müßte etwas Unrechtes, etwas wie ein Frevel sein an Deiner reinen Seele und jenen einzigen Stunden, die uns beiden allein gehörten. Aber heute am heiligen Abend muß ich immer an Dich denken, an meine liebe Eltern und an meine früheste Jugendzeit und das Verlangen, wieder menschenwürdig zu sein, ist über mich gekommen mehr denn jemals. Ich muß heute reden mit einem Menschen, der mir noch lieb ist auf dieser Welt, und dieser Mensch, Lisbeth, kannst nur Du sein. Sei mir nicht böse.

Von dem, was um mich herum ist, will ich Dir nichts Weiteres schreiben. Es ist zu furchtbar, unlagbar schrecklich, und nur das Bewußtsein, ich habe die fürchterliche Tat nicht begangen, wegen welcher ich hier alle die Schrecklichkeiten erdulden muß, — nur das Bewußtsein meiner Unschuld hält mich aufrecht. Heute drängt es mich auch, Dir zu sagen: Lisbeth, bei allem, was mir heilig ist, — bei unserer Liebe, bei meiner seligen Mutter, bei jenem letzten schönen Abend unter der Linde schwör' ich Dir's — ich bin unschuldig. Du hast's nie anders geglaubt, ich fühl's, aber die Menschen haben schlecht an mir gehandelt. Oder war es mein Schicksal? Ich weiß es nicht! Aber jener Abend! Lisbeth, ich danke Dir. Täglich denke ich an ihn, so lange, bis ich schlafe und

träume. Es sind mir dies die einzigen lieben und die einzigen gesegneten Minuten in meiner Einsamkeit.

Lisbeth, ich danke Dir, Du warst so gut zu mir, so lieb und so gerecht. Und ich war glücklich. Zum ersten Male so recht von innen heraus glücklich, — bis ich am andern Morgen erwachte. Manchmal — und das sind die schlimmen Minuten, Lisbeth, manchmal steigt es mir bitter hoch gegen Gott und gegen die Menschen. Dann fühle ich eine wilde, unbefriedigte Kraft in mir und ich rättele in furchtbarem Zorne, den ich nicht unterdrücken kann, an meinem armseligen Fenstergitter wie ein wildes Tier, ich kann es nicht anders sagen, bis ich dann mit der menschlichen auch an der göttlichen Gerechtigkeit verzweifle und halb ohnmächtig auf meine harte Bretische falle. Das sind keine gesegneten Minuten, aber sie sind seltener wie zu Anfang.

Lisbeth, Du mußt nicht denken ich bin krank, — aber man hat ja so grausam viel Zeit zum Denken!

Nun habe ich noch zum Weihnachtsfest eine große und bringende Bitte an Dich, mein liebes Mädel: Vergesse mich! Werde glücklich auf Erden, ich segne Dich. Wenn ich die fünf Jahre hier durchhalte, was ich ganz in Gottes Willen lege, passe ich nicht mehr unter die glücklichen Menschen. Der Fluch, der auf diesem Orte liegt, wird an mir haften durch mein ganzes Leben, und für die Menschen bin ich ein Verbrecher, ein froher Mensch kann ich nimmer werden. Vergeß mich, mein Flachsköpfle, und laß mir die Erinnerung an zwei süße, glückliche Stunden unter einer alten Märchenlinde angesichts des Waldes — der freien, herrlichen Natur! Lebewohl, Lisbeth, vergeß mich und werd' glücklich. Grüß' mir die Bärgehalbe, den Heimbodel und — meine Tannen!

Ich verbleibe
Dein Martin."

Quer am Rand stand noch: „Wenn Du willst, sage auch an meine Vase, die Kernchristel, von mir Grüße weiter."

Mit Unterbrechungen hatte die Lisbeth den Brief zu Ende gelesen. Nun saß sie und — weinte. Lange und still weinte sie in sich hinein, bis sie sich plötzlich selbst darüber wundern mußte. Wie lange war es her, daß sie nicht mehr geweint hatte?! Doch wohl drei Wochen. Und warum? War sie nicht sehr unglücklich geworden in ihrem jungen Leben? Warum aber hatte sie nicht mehr geweint? Dann mußte sie unwillkürlich daran denken, wie viele Wochen inzwischen vergangen sind, daß sie nicht mehr gelacht?! Und sie hatte doch so viel gelacht damals, und so gern. — Es ist klar, sie hatte beides verloren, das Weinen und das Lachen. Nun kam der Brief und hatte ihr das eine wieder gegeben. Sie war nicht mehr so arm, sie hatte wieder Tränen. Langsam rollten sie über den Brief und die harten Buchstaben verslossen mit ihnen auf dem Papier.

Da saß sie nun wie in feierlicher Erlösung und wiederholte immer seine Worte: „Vergeß mich und werd' glücklich."

Und weinte immer wieder von neuem.

(Fortsetzung folgt.)

In russischer Gefangenschaft.

Skizze von E. Fries.

(Nachdruck verboten).

Wie oft soll ich Ihnen noch sagen, daß der Herr Baron keine Änderung in der Arbeitseinteilung gestattet", schrie Inspektor Urra wütend und wandte sich zum Gehen.

Ignaz Ciejski vertrat ihm den Weg. Drohend, mit geballten Fäusten stand er vor ihm: „Dann ich werde Arbeit niederlegen", knirschte er. Seine Augen funkelten tödlich. Er machte den Eindruck wie ein zum Sprung bereites Raubtier.

In unwillkürlicher Abwehr hob Urra den Arm.

„Was geht hier vor?" dröhnte die tiefe Stimme Baron von Donops durch die leidenschaftsdurchbebt Stille des Gutshofes. Der Inspektor erstattete Meldung. Die russischen Schnitter wollten zum joundsovielten Male durchsehen, daß Affordarbeit eingeführt würde. Und zum joundsovielten Male hatte Urra dem Wortführer bedeutet, daß daraus nichts würde.

Mit allen Zeichen der Ungeduld hatte Ciejski zugehört. Jetzt grollte er mit einem wütenden Blick auf Urra:

„Ich habe nur für mich gebeten. Ich kann nicht mit den andern zusammen — heute —"

„Davon war keine Rede —" fuhr der Inspektor ihn an.

„Sie haben gleich geschrien und abgeschlagen", trumpsie der Schnitter auf.

„Lassen Sie gut sein, Urra", sagte der Baron, der während des Streites überlegt hatte. Der Mann hatte gestern seine Frau begraben; am Ende war es zu verstehen, wenn er den Wunsch hatte, allein zu arbeiten. „Ich will eine Ausnahme mit Ihm machen," fügte er zu dem Schnitter gewandt hinzu, „aber daß Er sich nicht einsalten läßt, mir die andern aufzubehalten!"

Dankbar wollte der Mann nach der Hand des Brotherrn haschen, um sie zu küssen.

Baron von Donop wehrte ab. „Mache Er, es ist spät genug geworden“, sagte er kurz und wandte sich dem Schlosse zu. Im Fortgehen fiel ihm ein, daß es dem Inspektor seiner ganzen Art nach nicht leicht sein würde, einzulernen. Er blieb

Seit diesem Tage hatte es auf Plätschen keine Schwierigkeiten mehr mit den russischen Arbeitern gegeben. Gieselski war der Führer und hatte seine Leute gut im Zuge. Selbst mit dem Inspektor versuchte er auf seine Weise auszukommen. Baron von Donop lachte, wenn die

Nachbarn über Leutenot klagten. Er hatte schon im dritten Sommer denselben Pisch Schnitter. Das sollte ihm mal einer nachmachen! Und dabei war er von Haus aus gar nicht Landwirt. — Das mußte dem Menschen eben im Blute liegen! Er war jahrelang in Ostafrika, zuletzt in einflussreicher Stellung gewesen und hatte sich erst auf seine Klitsche zurückgezogen, als ein Wechsel im Reichstolonialamt ihm sehr unangelegentlich gekommen war. Schließlich machte ihm die Sache mehr Spaß, als er für möglich gehalten hatte.

Dann kam der Krieg. Herr von Donops Alterer zog schon als Leutnant mit hinaus. Und er sollte daheim bleiben? So alt war er doch noch gar nicht! Freilich — er hatte nie gedient. Aber was tat das im Krieg? Er meldete sich als Freiwilliger und wurde in demselben Dragoner-Regiment angenommen, dem sein Junge als Leutnant angehörte. Das gab im Anfang Grund zu allerlei scherzhaften Verwicklungen.

Aber dann kam der Ernst des Krieges. Schon bei Tannenberg waren die ersten Dragoner dabei. Dann kamen sie nach der Feste Boyen. Dort wurde die eigentliche Ausbildung erst nachgeholt. Aber dann, als die Russen L. bedrohten, mußten sie dort zu Hilfe eilen. Die Russen waren in die Stadt eingedrungen, und es setzte heisse Kämpfe, bis sie vertrieben waren. Es war Nacht, als die Deutschen sich den Zugang erzwingen. Totenstill lag die Stadt, jammervoll zugerichtet und zerstossen.

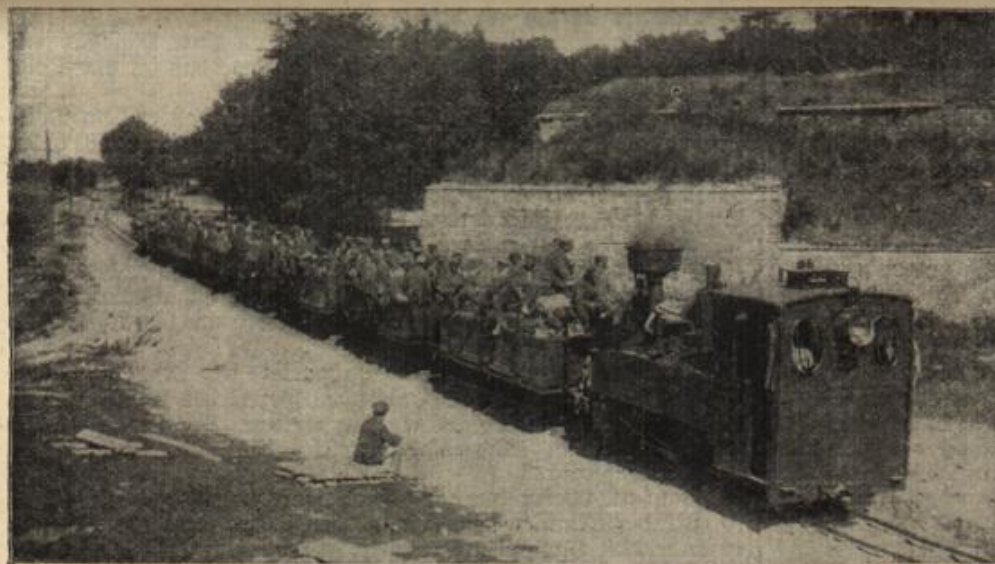
Plötzlich begann ein wütendes Schießen auf die Reiter. Einen Augenblick der Verwirrung — wo kamen die Schüsse her? Aber dann, als man sah, daß die Russen sich in den Häusern versteckt und von dort auf die Ahnungslosen geschossen hatten, kannte die Em-



Übersichtskarte zu den Kämpfen auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

sehen. „Wo schicken Sie ihn hin?“ fragte er über die Schulter. Sekundenlang zögerte Utra. „Der Weizen muß unter allen Umständen herein“, sagte er mürrisch. „Nun gut, dann geben Sie ihm das Stüd an der Ruthe“, rief der Baron und ging.

pörung keine Grenzen. Haus für Haus wurde abgeseucht. Auf Balkons und Türmen fand man die Maschinengewehre verborgen. Ein furchtbares Strafgericht wurde abgehalten, denn die Freantireurs hatten nicht entweichen können. Sie hatten ganz beträchtliche Verstärkungen herangeholt und wollten die Stadt



Truppentransport auf einer Feldbahn. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

im Sturm nehmen. Nur mit Aufbietung der äußersten Kräfte | es gnädig mit mir machen!" vermochten die Deutschen sich zu halten. Sie konnten aber nicht hindern, daß der Kriegsfreiwillige von Donop, der mit einer größeren Patrouille ausgesandt worden war, abgeschnitten wurde und in Gefangenschaft geriet.

Das war nun das Ende der kurzen Herrlichkeit! Baron von Donop fluchte wütend in sich hinein, während er mit seiner kleinen Schar in das nicht weit entfernte russische Lager geleitet wurde. Finster stand er Stunde um Stunde. Niemand hatte Zeit, sich um die Gefangenen zu kümmern. Ein Gefecht war im Gange, dessen Lärm aus nächster Nähe herüberscholl. Das schien alle in Atem zu halten.



Professor Haber,

der Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts in Berlin, der Erfinder einer neuen Art der Munitionsherstellung ohne Chlorsäure.

Kosak, dem die Bewachung der Gefangenen obgelegen hatte, trat in dienstlicher Haltung vor einen hochgewachsenen Mann, um seine Meldung zu erstatten.

Der Feldwebel blieb wie unwillig, aufgehalten zu werden, stehen. Er schien nachzudenken; da fiel sein Blick auf den Baron. Ein Freundschein ging über sein wettergebräuntes Gesicht. „Pani Donop“, rief er und bückte sich, als ob er den Armel des Barons fassen wollte. Er begann sich und schüttelte ihm die Hand. „Boris, Alexei, Michko“, rief er einigen Soldaten zu, die eilig herzukamen.



Die Kroatin Stela Jatica,

die den Feldzug an der Seite ihres Gatten tapfer mitmachte und zum Korporal befördert wurde.

„Pani Donop“, könnte es freudig in allen Tonarten und alle drängten sich um den ehemaligen Brotherrn, um ihn zu begrüßen. Der mußte lachen, als er seine einstigen Schnitter erkannte.

„Ja, Kinder“, sagte er flüchtig, „das ist nun eine vertauselte Geschichte, daß ich hier euer Gefangener sein soll. Aber ihr werdet



Schützengraben-Kanone zum Versen von Flügelmminen. (Franz. Phot.)

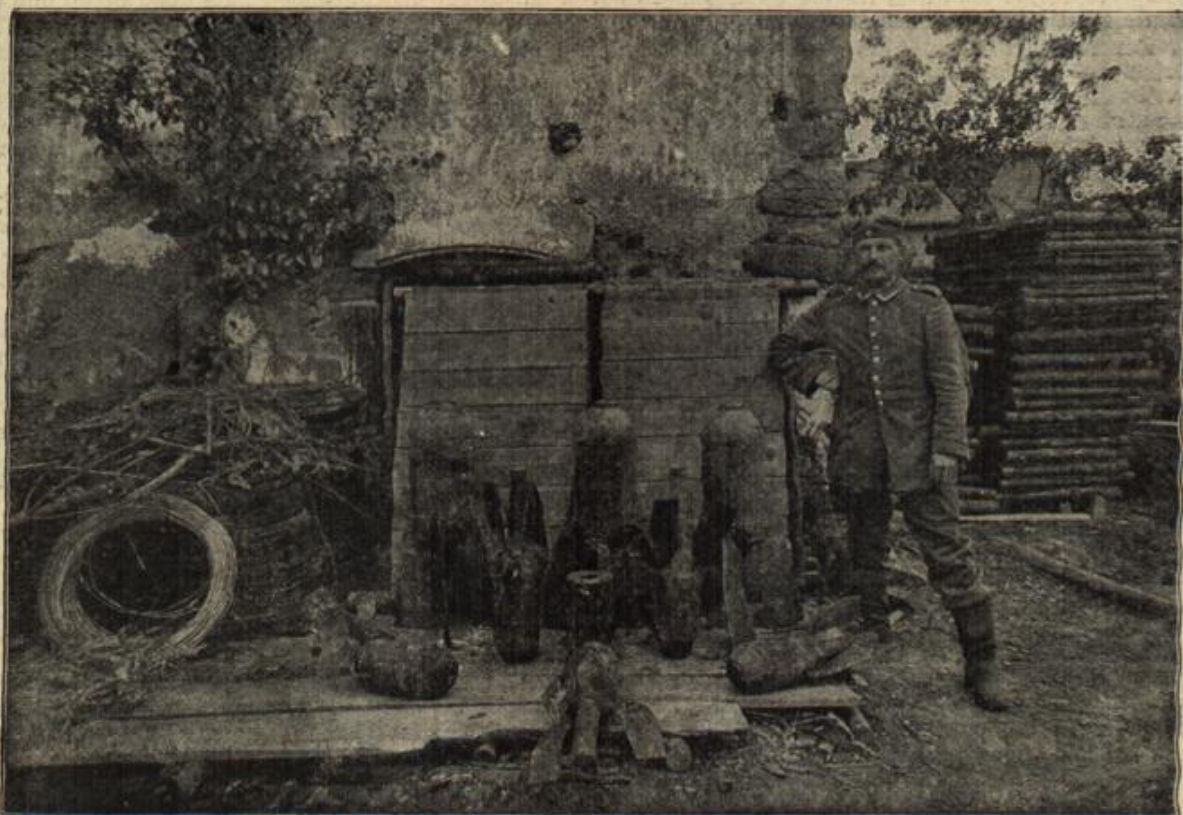
Die Russen wechselten Blide. Cieplski nahm zwei von den Leuten beiseite und sprach hastig auf sie ein. Dann riß er einen Zettel aus seinem Notizbuch heraus und schrieb einige Worte drauf. Den drückte er dem einen in die Hand. Er tat plötzlich sehr erhaben.

„Will der Kerl mich etwa seine Nacht fühlen lassen? Dann pfeif ich ihm auf seine ganze Wiedersehenskomödie! Der Rudud soll ihn holen!“ dachte Donop empört.



Armbrust zum Granaten-Zündern.

Französische Photographie.



Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen: Eine Sammlung französischer Minenblindgänger, deren größte über einen Zentner wiegen. Phot. Wipperling.

Ciesilski wandte sich zum Gehen. Er grüßte, jedoch nicht weniger als unterwürfig, und entfernte sich rasch.

Die deutsche Patrouille mußte antreten und wurde von dem vereinstigten Schnittern fortgeleitet. Der Baron mochte nicht fragen, wohin es ging. Die Nacht sank schnell herab und machte es ihm unmöglich, sich zu orientieren. Niemand sprach ein Wort. An den Deutschen fraß Jörn und Bitterkeit. Dazu gesellten sich Müdigkeit und Erschöpfung.

Nach langer Zeit befaß der Russe, der die Führung hatte, den Gefangenen, sich zu lagern. Fast augenblicklich schlief Donop ein. Als er erwachte, war die Sonne schon aufgegangen und ließ das junge Grün des Waldes hell aufschimmern. In einiger Entfernung erhoben sich die zerfallenen Mauern und Türme der Stadt, die ihm seltsam bekannt vorkam.

Der Baron mußte sich erst bestimmen, wo er war. Dann fiel ihm das Bewußtsein seiner Gefangenschaft schwer auf die Seele. Gab es gar kein Entkommen? Er blickte um sich: die Kameraden schliefen noch — aber wo waren die Russen? Weit und breit war nichts von ihnen zu sehen. Da kisterte etwas in seiner Hand. Er hob den schmutzigen Zettel auf und las, was in ungesügten, kaum leserlichen Buchstaben darauf stand: „Pani Donop mag laufen, weil er so ein guter Herr war. Ciesilski.“

Der Könige Hand reicht weit.

Wenn Friedrich der Große zur Heerschau nach Küstrin ging, nahm er gewöhnlich seine Wohnung bei einem Dorfgeistlichen in der Nähe von Küstrin. Nach seiner humanen Weise unterhielt er sich oft mit seinen Wirten in solchen Quartieren. Auch mit diesem Landpfarrer ließ er sich gern in ein Gespräch ein, weil er in ihm einen gescheiten Kopf fand, der ihm über alles seine Meinung mit kindlicher Freimütigkeit sagte. Einst fragte ihn der König: „Hat Er auch eine Bibliothek?“

„O ja, Ew. Majestät, aber sie ist so, wie sie ein armer Landpfarrer nur haben kann.“

„Lasse Er sie mich sehen!“

Der Prediger führte nun den Monarchen in sein kleines Studierzimmer und zeigte ihm einige wenige theologische Schriften, Predigten und dergleichen.

Als der König sie durchgesehen hatte, sagte er: „Ei, die Bücher taugen nichts, Er muß sich bessere anschaffen.“

„Dazu fehlt es mir an Geld, Ew. Majestät.“

„Dafür lasse Er mich sorgen, setze Er sich hin und schreibe Er, ich werde Ihn diktieren.“

Der Geistliche gehorchte und der König diktirte ihm die Titel von Schriften von Voltaire und dergleichen, und sagte dann: „Solche Bücher muß Er kaufen, und wenn Er nicht Französisch genug versteht, so schaffe Er sich die Übersetzungen davon an. Ich schenke Ihn dazu fünfhundert Taler.“

Der Prediger bedankte sich, erhielt das Geld und befolgte den Befehl des Monarchen.

Das Jahr darauf fragte Friedrich den Pfarrer bei der Musterung, ob er auch die ihm empfohlenen Bücher gekauft habe?

Der Pfarrer bejahte die Frage und der König ließ sich die neuen Bücher zeigen; er durchblätterte sie und da er fand, daß sie fleißig gelesen worden waren, sagte er: „Ich sehe, daß Er Lust hat, sich zu unterrichten; ich werde Ihn noch fünfhundert Taler schenken, dafür kann Er sich wieder andere wichtige Werke anschaffen.“

„Ich danke untertänigst, da aber Eure Majestät so gnädig sind, so hätte ich eine andere Bitte.“

„Lasse Er hören!“

„Meine Pfarre trägt nur ein paar hundert Taler ein, ich habe eine Frau und Kinder, ihr Unterhalt und ihre Erziehung wird mir sehr schwer. Wenn Eure Majestät geruhen wollten, mir eine bessere Pfarre zu verleihen, so würde ich ein solches Gnadengeschenk nicht weiter bedürfen und dabei imstande sein, mir aus eigenen Mitteln die nötigen Bücher kaufen zu können.“

„Ja, darin kann ich nichts tun, das ist des Ministers Zedlitz Sache, bei dem muß Er sich melden.“

„Da möchte wohl die Reihe noch lange nicht an mich kommen.“

„Nun, so melde Er sich einmal bei mir, wenn eine passende Stelle für Ihn frei wird, ich will dann sehen, was ich für Ihn tun kann.“

Der Pfarrer hatte dieses Gespräch nicht vergessen. Einige Jahre später starb der geistliche Inspektor in Bunzlau und der Pfarrer erhielt davon gerade um die Zeit Nachricht, als der König zur Musterung wieder nach Küstrin kommen sollte. Kaum war Friedrich bei ihm abgestiegen, so bat er ihn um die Inspektorstelle.

„Ja,“ sagte der Monarch, „da muß Er sich an Zedlitz wenden; reise Er nach Berlin und melde Er sich bei dem.“

„Ach, das wird wenig helfen, wer weiß, ob ich noch vorgelassen werde, es sind gewiß viele Bewerber.“

„Berufe Er sich auf mich.“

„Das wird er mir nicht glauben. Wenn Eure Majestät mir nur ein paar Zeilen schriftlich geben wollten, daß ich die Stelle haben sollte, das wäre etwas anderes.“

Der König schrieb nun mit kurzen Worten, daß er dem Dorfpfarrer... die erledigte geistliche Inspektion in Bunzlau erteilt habe.

„Da hat Er, was Er wünscht,“ sagte der König, „nun reise Er damit nach Berlin, bitte Er aber erst den Minister Zedlitz um die Stelle, denn auf den kommt es doch hauptsächlich an, dem darf ich auch nichts vorschreiben.“

Mit der Kabinettsordre in der Tasche, machte sich der Geistliche auf den Weg, ließ sich in Berlin bei dem Staatsminister von Zedlitz melden und bat, befohlenermaßen, um die Verleihung des Inspektorspostens.

„Das kann nicht geschehen,“ antwortete der Minister, „solche Stellen sollen nach dem ausdrücklichen Befehl des Königs nur an lang gediente Feldprediger gegeben werden. Ich habe sie daher auch schon einem Feldprediger erteilt und die Bestallung ist bereits ausgefertigt.“

Nun erst überreichte der Pfarrer den Befehl des Königs.

Als der Minister denselben gelesen hatte, sagte er: „Ja, das verändert die Sache; der König hat Ihnen ausdrücklich diese Stelle erteilt. Es tut mir um den Feldprediger leid, aber ich muß gehorchen. Ich wünsche Ihnen Glück zu dieser Beförderung!“

Der Dorfgeistliche trat nun sein neues und sehr einträgliches Amt an und lebte in Bunzlau einige Jahre in großer Zufriedenheit. Es wurde aber dann eine Konsistorialstelle in Breslau erledigt, und im Vertrauen auf die Gunst des Königs beschloß er, sich unmittelbar darum zu bewerben. Er reiste also eifertig nach Potsdam und trat vor den König.

„Wie geht es Ihn?“ fragte ihn der Monarch.

„Nicht gut, Ew. Majestät, aber der Mensch behält doch immer noch etwas zu wünschen übrig.“

„Das muß auch sein!“

„Da hätte ich nun auch wohl noch eine Bitte. In Breslau ist eine Konsistorialratsstelle frei geworden, wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollten, mir solche zu verschaffen.“

„Er weiß ja, daß ich dabei nichts tun kann, das muß Er mit Zedlitz abmachen.“

„Wenn Ew. Majestät mir wieder ein gnädiges Schreiben an ihn mitgeben wollten.“

„Ja, einmal geht das wohl, aber nicht öfter. Der Zedlitz ist ein eigener Mann, der läßt sich nicht viel vorschreiben. Doch — ich will sehen, Er soll einen Brief an ihn mit nach Berlin nehmen; bringe Er mir hernach darüber Bescheid.“

Voller Hoffnung entfernte sich der Inspektor und am andern Morgen erhielt er ein Kabinettschreiben an den Minister. Mit diesem begab er sich nach Berlin und überreichte es mit der Bitte um die Konsistorialstelle. — Als der Minister es entiegelt hatte, fand er darin den Befehl: den Bittsteller mit seinem Gesuch abzuweisen, da es den Anschein gewinne, daß er seinen Forderungen sonst nie ein Ziel setzen werde.

Mit kurzen Worten erklärte ihm also der Minister von Zedlitz, daß er die nachgesuchte Stelle schlechterdings nicht erhalten könne und entließ ihn, nicht wenig betroffen, über eine so niederschlagende Antwort. Unmutig lehrte er nach Potsdam zurück und ließ sich bei dem Könige melden. Als er vorgelassen wurde, redete ihn Friedrich sogleich an:

„Nun, wie ist es abgelaufen, hat Er die Stelle?“

„Ach,“ erwiderte der Inspektor mit traurigem Ton, „der Minister hat sie mir gänzlich abgeschlagen!“

„Sieht Er nun wohl, daß ich recht habe. Einmal läßt er sich wohl so etwas gefallen, aber nicht öfter. Ja, wenn er nicht will, so kann ich nichts machen; er wird sonst verdrüsslich und erzürnen darf ich ihn doch nicht, sonst ist er imstande und nimmt seinen Abschied und ich kann ihn doch nicht entbehren. Reise Er nur in Gottes Namen nach Hause und bleibe Er, was Er ist, das wird wohl das beste sein.“

Muß jedes Mädchen für einen Beruf erzogen werden?

Von Julia Alice Windmüller. (Nachdruck verb.)

Sehr häufig ist man mir mit der Frage entgegengetreten: „Warum arbeitest du eigentlich so viel, und warum willst du Geld verdienen? Du hast es doch gar nicht nötig?“

Wann beginnt die Notwendigkeit des Verdienens? Soll ein Mädchen warten, bis die Sorge an sie herantritt und mit eisernen festen Klammern sein ängstlich klopfendes Herz zusammenpreßt? Dann kommen die vielen, die sich selbst für so ungemein weise halten, mit sogenannten „guten Ratschlägen“. Die

wenigsten überlegen sich vorher, ob ihre Vorschläge sich auch für die Individualität des Mädchens eignen. Ein geistig freier Mensch mit künstlerischer Begabung wird in einer abhängigen Stellung, wie z. B. als Stütze, Gesellschafterin oder Haushälterin einfach verfluchen oder sich seelisch entsetzlich unglücklich fühlen. Wie selten kommt es vor, daß einer jungen Dame gestattet wird, ihre künstlerischen Fähigkeiten weiter zu pflegen, obwohl ihr dieses bei Antritt der Stellung versprochen wurde. Sie muß sich eben, durch die Not gezwungen, hineinfinden, „Maschine“ zu sein, deren Räderwerk unermüdlich jeden Tag in gleicher Weise abläuft.

„Und warum übt sie denn nicht ihre Kunst aus?“ wird vielleicht mancher Leser denken. Zum Ausüben irgendwelcher Kunst gehört erstens sehr viel Geld, um die Kosten der Ausbildung zu bestreiten, und zweitens muß man heutzutage sehr begabt sein, um vor der Öffentlichkeit bestehen zu können.

Ich erlaube mir, Ihnen einen Fall darzustellen.

Für die Eltern genügt ein mittelmäßiger Unterricht; denn ihr Kind hatte es ja nicht nötig, für Geld zu arbeiten. Doch das Kind wuchs heran und versuchte, sich sein Taschengeld selbst zu verdienen. Für die viele Arbeit gab es schlechte Bezahlung; denn man hatte es ja nicht nötig, darauf zu sehen.

Nun stirbt der Vater. Aus dem Taumel des gesellschaftlichen Treibens wird das arme Mädchen in die nüchterne Wirklichkeit veretzt. Für billiges Geld bietet es sein Können dar, und es finden sich natürlich auch Leute, die gern die Gelegenheit benutzen, um am Unterrichtsgeld zu sparen. So vergehen die Jahre; der Verdienst mehren sich, aber anstatt das Geld für elegante Toiletten anzulegen, wie es die Freunde der früheren, besseren Zeiten annehmen, legt sich das Mädchen ein geistiges Kapital damit an. Längst ist ihm die Einsicht gekommen, daß man hart an ihm gesündigt hat durch die mangelhafte Ausbildung in der Jugend, und mit emsigem Fleiß beginnt es, die Lücken zu ergänzen. Gute Lehrer, die besten in der Stadt, helfen in freundschaftlicher Weise, das Schöne im Können des Mädchens zu heben und zu veredeln. Es lernt mit freudigem Eifer und achtet nicht auf die spottenden, beißenden Reden seiner „lieben“ Mitmenschen. So bringt es das Mädchen zu einem Können, das weit über den Dilettantismus hinausragt, aber zum Künstlertum reicht es nicht.

Das ewig Wechselnde, das Privatstunden mit sich bringen, das willkürliche Absagen und Verschieben der Unterrichtsstunden nehmen dem armen Mädchen Mut und Zuversicht. Es versucht, an einem Kunstinstitut als Lehrerin anzukommen, ungeachtet der schlechten Bezahlung, die seiner dort harret. Der Direktor, ein sehr höflicher Herr, erklärt der Enttäuschten, daß er nur solche Kräfte engagiere, die pädagogisch ausgebildet seien. Ein schüchtern Hinweis auf die guten Zeugnisse der Lehrer nützt nichts. „Heutzutage werden nur staatlich geprüfte Lehrerinnen engagiert!“ Die Nichtigkeit dieser Ansicht leuchtet dem Mädchen ein, aber soll es jetzt auf die guten Lehren verzichten und sich drei Jahre einem Studium hingeben, das Lehrkräfte leiten, die sich mit den gewohnten nicht messen können? Außerdem kommt ihm zum erstenmal mit Schrecken zum Bewußtsein, daß ein Mädchen alt ist, wenn es die dreißig überschritten hat. „Warum?“ In tausend Variationen geht ihm diese Frage im Kopf herum.

Warum laßt ihr wohlhabenden Eltern nicht ausnahmslos eure Töchter einen Beruf ergreifen? Können ihr den Mädchen irgendeine Garantie bieten, daß sie nie in die Lage kommen werden, verdienen zu müssen? Wie wollt ihr dann vor euren Kindern bestehen? Wie viele Frauen finden nicht das ersehnte Glück in der Ehe und leben weiter mit dem ungeliebten Mann, weil sie auf seine Unterstützung angewiesen sind. Es gehört ein ungeheurer Mut dazu, die Bande und Fesseln des Familienlebens zu sprengen. Die begabteste Frau ist vogelfrei ohne den Schutz desselben, und wieviele werden ein Opfer derer, die ihnen in traurigen Zeiten „helfen“. Ich nehme an, ein Mädchen aus reichem Hause sucht Betätigung. Entweder fehlt ihm die nötige Begabung, ein Examen zu machen, womit ich nicht behaupten will, daß nur arme Mädchen dieselbe besitzen; denen eröffnen sich wieder Erwerbsquellen, die für ein Mädchen aus gesellschaftlichen Kreisen ausgeschlossen sind, oder die Eltern sind absolut gegen die Ergreifung irgendeines Berufs.

In jedem Mädchen lebt das heiße Sehnen nach der Mutter; nicht jedem ist es vergönnt, dieses höchste Glück auszulösen. Es gibt so unendlich viele Mütter, die ihren Kindern nicht das sein können, was die Natur ihnen auferlegt. Krankheit, rastloses Arbeiten verhindert sie daran. Da liegt euer Arbeitsfeld, ihr Mädchen, die ihr eure große Liebe nicht am eigenen Fleisch und Blut betätigen könnt! Hüllt die armen, mütterlosen Kleinen ein in diese wärmende Liebe und umgebt sie mit eurer Fürsorge. Bringt Licht und Freude in die Heime der Blinden und spendet ihnen von eurer Kunst, die sie mit dankerfülltem Herzen aufnehmen. Herzensbildung ist die schönste Tugend des Weibes.

Und vergeßt nicht, ihr Eltern, daß es weder unnütz verwandte Zeit noch verschwundenes Geld ist, was ihr und eure Töchter für die Erlernung eines Berufes angewandt habt. Eure Tochter wird in jeder Lebenslage daraus Nutzen ziehen. Nichts trägt mehr zur harmonischen Entwicklung bei, als genaue Zeiteinteilung und ernste Arbeit. Kein Dilettantismus, der heute dieses morgen jenes mit Freude, doch oberflächlich betreibt, sondern ernste Arbeit und wahres Streben und Gründlichkeit in der Ausbildung zu einem bestimmten Berufe.

Wenn sich eure Tochter später verheiratet und in Verhältnisse kommt, die eine weitere Berufsarbeit nicht mehr gestatten, so bleibt doch die Charakterbildung, die Selbstständigkeit, die rasche Übersicht, das Verantwortlichkeitsgefühl, kurz der geschulte Verstand, der es ihr möglich macht, sich in jede Lage zwanglos zu finden. Durch ihre infolge der früheren Berufsarbeit entwickelten Eigenschaften ist sie ihrem Gatten eine wertvolle Stütze, ein guter Kamerad. — Unendlich rasch haben sich die Anschauungen über die Berufsarbeit der Frau geändert. Noch vor kaum zehn Jahren wurde die Frau im Beruf noch über die Achsel angesehen, sie galt wohl als gesellschaftlich gesunken. Langsam hat sich diese Anschauung glücklicherweise geändert. Heute gilt auch für das junge Mädchen: „Arbeit schändet nicht, Arbeit ehrt.“

Der Mutter Lied.



Es sang in ferner Kinderzeit
Die Mutter mir ein Lied,
Das mir noch heut', wenn ich im Leid,
Leid durch die Seele zieht.
So milde klingt's, so süß von Laut,
Und birgt so tiefen Trost,
Als hätt', wie einst, mich lieb und traut
Der Mutter Hand gelöst.

Als hätte segnend sie gerufen
Wie einst auf meinem Haupt.
Was so ein Mutterlied doch tut
Im Leid, hätt's nie geglaubt.

Johanna Weisbach.

Fürs Haus

Waschbare Tischläufer

sind stets ein willkommenes Geschenk, denn sie sind in jedem Hausstand in mehreren Exemplaren verwendbar, und so läuft man nicht Gefahr, eine Enttäuschung statt einer Freude zu bereiten, wie das bei anderen Handarbeiten leicht einmal der Fall sein kann.

Selbstverständlich muß man in erster Linie darauf achten, daß die verwendeten Garne absolut farbenecht sind, man wähle deshalb nur solche aus ersten Fabriken und überzeuge sich in zweifelhaften Fällen durch vorheriges Überbrühen davon, ob sie sich als ganz zuverlässig erweisen. Der nebenstehend abgebildete Tischläufer ist in nur zwei Farben, Grün und Orangegele, aus geführt, und zwar sind die heller erscheinenden Partien mit grünem, die dunkleren mit gelbem Garn gefärbt. In dieser Ausführung eignet er sich jedoch nur für einen Tisch, der mit weißem oder in der Farbe harmonisierendem Geschirr gedeckt ist, zu blau oder rot decoriertem Porzellan würde er zu lebhaft wirken. Gerade bei diesem Muster ist es ratsam, sich möglichst nach den Farben des Speiseservices zu richten, die etwas massigen, dichtgefüllten Formen des Musters sind geeignet, einen etwaigen Kontrast allzudeutlich zu betonen. Als sommerliche Handarbeit ist die Anfertigung eines Tisch-



läufer schon deshalb zu empfehlen, weil er sich in bescheidenen Dimensionen hält und deshalb leicht auf den Balkon, in den Garten oder selbst auf einen kleinen Ausflug mitgenommen werden kann. G. Sch.

Allerlei

Unzweifelhaft. Chef: „Sie haben ja Herrn Baron Red einen ziemlich großen Kredit eingeräumt. Ist der Mann denn auch gut?“ — Verkäufer: „Unzweifelhaft, er ist doch sicher sehr reich.“ — Chef: „Woher können Sie das denn wissen?“ — Verkäufer: „Weil er feinakt und häßlich ist, während seine Frau jung, blendend hübsch und schid ist.“

Bonaparte und die Republik San Marino. Als Bonaparte Italien erobert hatte, ließ er der Republik San Marino den Gruß der Freundschaft der großen Republik überbringen und versprach ihr einige Kanonen, Getreide und eine Vergrößerung ihres Gebiets auf Kosten der Nachbarn. — Der Rat erwiderte: Die Kanonen würde er dankbar annehmen, das Getreide bezahlen, die Vergrößerung des Gebietes müsse er aber ablehnen, die Republik sei glücklich in ihrem alten Besitzum und bitte nur um Erleichterung des Handels. Bonaparte ließ die Sache auf sich beruhen, an das Kanonengeschenk wurde nicht weiter gedacht.

Im bayerischen Erbfolgekriege wurde ein Studiosus der Rechtsgelehrtheit als militärschlichter in ein Regiment gestellt. Er reichte bei Joseph II. eine Bittschrift um seine Entlassung ein, und hatte unter anderem zur Begründung seines Gesuches angeführt: „Ich habe mich mit Eifer der Rechtsgelehrtheit gewidmet und nach den anliegenden Zeugnissen bereits so viele Kenntnisse erworben, daß ich bei fortgesetztem Fleiße in meinen Studien Civ. iust. Majestät mehr nützliche Dienste zu leisten hoffen darf, als wenn ich in einem Regimente als gemeiner Soldat dienen müßte. Der Kaiser antwortete ihm: „Es scheint, daß Ihr vergessen habt, wie ich einen wichtigen Prozeß mit dem Könige von Preußen zu schlichten habe; ich allein kann ihn aber nicht durchfechten, daher brauche ich gerade Leute dazu wie Ihr, die mir dazu Beistand leisten. Ich sende Euch zwölf Dutzend als Geschenk; führt Euch gut auf, und ich gebe Euch mein Wort, Ihr sollt vorwärtskommen.“

Gefährliche Kerbtiere. Zu den gefährlichsten und darum schädlichsten Tieren gehören die Termiten, eine Ameisenart, die hauptsächlich in Indien und Afrika anzutreffen ist. Die Nester der Termiten sind in Hügel form gebaut, oft erreichen sie Manneshöhe. Niemals sind diese sogenannten Termitenhügel vereinzelt zu finden, sondern sie sind immer derartig zahlreich vorhanden, daß man von Termitenstädten sprechen kann. Im Innern Afrikas hat man die Anzahl der Termitenhügel auf bestimmten Länderstrichen nach Millionen geschätzt. Was für eine riesige Arbeit diese kleinen Tiere mit dem Bau ihrer Hügelstädte leisten, läßt sich daraus folgern, daß ein Mensch, im gleichen Verhältnis zu seiner Größe berechnet, einen Bau von 3000 Fuß Höhe aufzuführen müßte, um das zu leisten, was diese Ameisen mit einem einzigen ihrer Hügel an Höhe erbauen. Das Kunstvollste ist jedoch das Innere dieser Termitenbauten. Sie sind so großartig angelegt, daß der Menschengestalt über die Intelligenz und das Innenleben dieser Tiere staunen muß. Nicht allein, daß der ganze Bau nach Stodwerten geordnet ist, so ist jedes Stodwert genau in eine bestimmte Anzahl Zimmer, Gänge, Galerien eingeteilt. Alle Stodwerte sind miteinander verbunden durch Korridore, Säle, Vorratskammern, unterirdische Gänge sind vorhanden, kurz und gut, es sind derartig kunstvoll ausgeführte Bauwerke, wie sie der Mensch nicht zweckentsprechender nach einem bestimmten Bauplan anlegen könnte. Vielfach glaubt man in diesen Termitenhügeln nur Erdmassen zu erkennen; wehe dem, der jedoch der Zerstörungswut ihrer Bewohner in die Hände fällt. So schlief einst ein Araber des Nachts, ohne es zu wissen, auf einem Termitenhügel. Als er am andern Morgen erwachte, gewahrte er zu seinem Schrecken, daß er vollständig unbefestigt war. Die gefährlichen Termiten hatten seine Kleidung bis auf die letzte Faser zerstört. Aber nicht nur Kleidungsstücke, sondern auch Hausgeräte, Bücher, Leber, Fleisch, Gebäl, alles wird von ihnen vollständig vernichtet. In ungeheuren Scharen treten sie ihre Raubzüge an. So fielen im Jahre 1814 Termiten über den Palast des Generalgouverneurs in Kalkutta her und hausten hier derartig, daß der Palast einzustürzen drohte. Nur unter Aufwendung hoher Kosten ließen sich die Tiere endlich beseitigen. Unzählige dieser Termiten, man spricht auch hier von Millionen, haben auch beim Bau der Kap-Kairo-Eisenbahn ihre Zerstörungswut bemerkbar gemacht. Eisenbahnschwellen, Telegraphenpfähle, selbst die Holzstützen der Bahnarbeiter wurden durch diese Tiere bis auf den letzten Staubteil vernichtet. Daher wurden alsdann die Eisenbahnschwellen und Telegraphenpfähle nur aus Stahl hergestellt, und die Stationsgebäude wurden aus galvanisiertem Eisen erbaut, wodurch sie der Zerstörungswut dieser zu einer förmlichen Landplage werdenden Tiere Einhalt gebieten konnten. A. M.



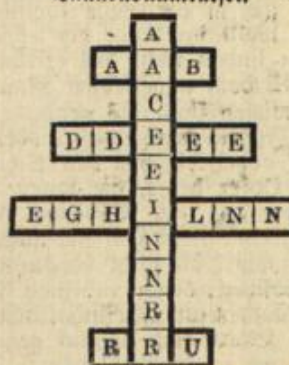
Schweizer Gebirgsinfanterie.
Bagagelkolonne auf dem Marsch im Gebirge.

Peterjilien am Küchenfenster haben neben dem praktischen Nutzwert auch die Eigenschaft einer Bierde. Die beste für solche Kultur zu empfehlenden Sorten sind die mooskrausen und farnkrautblättrigen Schnittpeterjilien.

Homonym.

Zu findet mich in jeder Kirche. Dem Fische bin ich immer eigen.
Ich bin auch immer im Gebirge. Doch kann mich Geist und Witz nicht zeigen.
Julius Gald.

Tannenbaumrätsel.



Nach Ordnen der Buchstaben geben die vier Bagrechten: 1) Einen Fluß. 2) Einen Baum. 3) Einen Kirchenhistoriker. 4) Eine türkische Bezeichnung. — Die mittlere senkrechte Reihe ergibt den Namen eines deutschen Herrschers. W. Spasich.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logogriffs: Marie, Marie.
Des Bilderrätsels: Frei geht das Unglück durch die ganze Welt.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Gemeinnütziges

Heringskartoffeln. Gelochte Pellkartoffeln werden geschält und in Scheiben geschnitten. Unterdeß dampft man Zwiebeln in Butter, gibt Mehl, dann Wasser, Salz und wenig Essig daran. Nachdem es gut verköcht ist, tut man die feingehackten Heringe hinzu, kocht alles mit den Kartoffeln durch und gibt noch etwas saure Sahne daran.

Frühe Küchenkräuter sind im Frühjahr sehr begehrt. Man sichert sich die Frühernte dadurch, daß man noch jetzt von den einzelnen Kräuterarten einige Pflanzen in leerem Mistbeet oder kaltem Gewächshause einschlägt.

Himbeeren, die keine Ausläufer treiben, werden durch Steckholz vermehrt. Man schneidet dieses von gut ausgereiften Ruten, schlägt es während der Wintermonate in Sand ein und steckt es im Frühjahr in das freie Land aus.

Den Rosenschnitt lasse man bis zum Frühjahr, denn es können bis dahin trotz Dedung Verluste eintreten. Man beschränke den Schnitt beim Einlegen nur auf das Entfernen schwacher und unausgereifter Triebe, welche ja doch nur faulen.

Geranien kommen ins Winterquartier ohne zurückgeschnitten zu werden. Dies darf erst im Frühjahr erfolgen, da sonst Winterfäule eintritt.

Für Birken ist die Herbstpflanzung sehr geeignet. Sie wachsen besser als bei der Frühjahrspflanzung, da sich bei dieser Baumart der Saft früh regt. Bei älteren Exemplaren ist es gut, den Stamm in Stroh einzubinden.

Wer zu Rheumatismus neigt, soll sich reichlich Bewegung in frischer Luft machen und den Körper so in vorsichtiger Weise abhärten. Die vielfach empfohlene Abhärtung durch kalte Abreibungen bringt gewisse Gefahren mit sich und das Leiden wird hierdurch vielmehr verschlimmert. Dagegen haben sich Bäder von etwa 40 Grad Celsius und 10—15 Minuten Dauer gut bewährt.

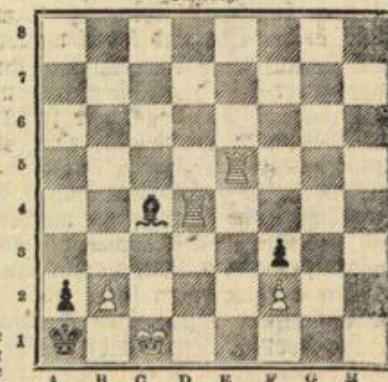
Grüne Tomatenfrüchte sind nicht wertlos; man sollte sie bei Beginn der Fröste abnehmen und zum Einmachen verwenden. Sie lassen sich ähnlich wie die Gurken einlegen.

Auflösung.

P	E	R	L	E
E	L	I	A	S
R	I	T	U	S
L	A	U	B	E
E	S	S	E	N

Problem Nr. 141.

Von D. Hölten in Pechüle.
Schwarz.



Weiß.
Matt in 4 Zügen.